

III. Epochen und Perioden.

Festrede am 2. September 1891.

„Wir leben in einem Gemeinwesen, das uns über den Wetteifer mit der Nachbarn Gesetzen hinaushebt. Wir selbst sind eher anderen Vorbild, als dass wir andere nachahmen.“ So bezeugt Perikles in der berühmten Weiherede auf die gefallenen Krieger beim Thukydidēs seiner Vaterstadt. Wir dürfen das Wort mit stolzer Zuversicht uns aneignen; es schickt sich ganz auf Reich und Staat, auf Deutschland und Preussen, wie sie jetzt sind. Gleich dem grossen Athener ziemt es daher uns, bei allem, was öffentlich geschieht und öffentlich verlautet, zu beginnen mit dem Lobe der Vorfahren, die, seit alters den heimischen Boden bewohnend, in steter Folge von Geschlecht zu Geschlecht ihn frei ob ihrer Tugend bis heute überlieferten. Gleich ihm dürfen wir hinzufügen: Sind jene, die entfernteren Ahnen, alles Lobes wert, so noch mehr die nächsten Väter, das Geschlecht, in dessen Fusstapfen wir treten. Denn sie haben zu dem, was sie empfangen hatten, in heisser Arbeit dies grosse, mächtige Reich errungen, das sie uns zum Erbe liessen.

Vor allen Tagen des Jahres ist der heutige geeignet, uns insgesamt und besonders die deutsche Jugend zu solchen Gefühlen und solchen Gesinnungen zu erwecken. Schlag auf Schlag, Sieg auf Sieg war vor nun einundzwanzig Jahren in dem Kriege, den das kaiserliche Frankreich mutwillig heraufbeschworen, während des ersten Monates gefolgt. Schon drangen die deutschen Heere, soweit sie nicht die Festungen umlagerten, Metz und Strassburg besonders, die ehemals deutschen Grenzwarden, tief ins Innere des feindlichen Landes. Da krönte, alles Hoffen übersteigend, die Umsicht und Thatkraft der Feldherrn, die ausharrende Tapferkeit der Krieger der herrlichste Erfolg, der je auf einem Schlachtfelde errungen ward. Den planvollen, glänzenden Verlauf des Kampfes am 1. September konnte diesmal fast jeder einzelne Soldat in seinen Grundzügen überblicken; wenigstens bei dem Heeresteile, den ich zu begleiten die Ehre hatte. Dennoch: wer wagte noch am Abende des 1. Septembers zu hoffen, dass der Preis so hoch wäre, wie er am 2. September ausfiel, wo der königliche Feldherr den Degen aus der Hand des französischen Kaisers empfing und mit dem Kaiser dessen ganzes Heer gefangen nahm. Der Jubel, welcher den Sieger auf seinem Umritte durch die Lager seines Heeres begrüßte, fand tausendstimmigen Widerhall im Vaterlande. Er konnte durch eine längere Probezeit vorübergehend gedämpft werden, als nach dem Sturze des Kaisertumes in Frankreich der Krieg noch monatelang fort dauerte. Aber er erwachte wieder in voller Stärke, als nun das deutsche Reich neu und licht inmitten des Kriegsgetümmels erstand; er

haltt noch immer nach und wird nicht verhallen, so lange dies Reich besteht, und so lange es deutsche Geschichte giebt!

Auch in dem jungen heranwachsenden Geschlechte des deutschen Volkes, das hier so zahlreich vertreten ist, lebt, des sind wir gewiss, die Freude an den glorreichen Thaten und den gesegneten Erfolgen des Jahres 1870 ungeschwächt fort. Aber es mischt sich bei der längeren Dauer des Friedens, des wir uns seither erfreuen, leicht darein eine gewisse Eifersucht gegen die Bevorzugten, deren Lebenshöhe in einen so leuchtenden Zeitpunkt der deutschen Geschichte fiel. Wir kennen alle den Ausruf des jugendlichen Alexanders von Makedonien bei seines Vaters Siegen: Mein Vater wird mir nichts übrig lassen! Etwas davon empfindet wohl immer das Geschlecht, welches auf eine Zeit grosser Fortschritte und siegreicher Kriege folgt. Auch unserem gegenwärtigen kaiserlichen und königlichen Herrscher traute man in weiten Kreisen nicht bloss Deutschlands, sondern Europas zu, dass er, von dieser Stimmung des jugendlichen Alexanders gestachelt, nicht ruhen würde, bevor er im Schmucke des kriegerischen Lorbeers seinen Vätern an die Seite treten dürfte. Dank dem hohen Herrn und wohl uns, dass die verlockende Stimme des Ehrgeizes nach dem Vorbilde der grössten und besten seiner Ahnen in ihm ihr Gegengewicht findet an dem Bewusstsein des heiligen, hohen Berufes, der ihm vor allem zur Pflicht macht, seinem Volke den Frieden zu erhalten, so lange es die nationale Ehre irgend erlaubt.

Gerade darin giebt unser Kaiser und König uns ein erweckliches Vorbild, dass er, obwohl lebend und webend in den Erinnerungen an das grosse Kriegsjahr, obwohl alles, was die Gegenwart bringt und fordert, auf das Werk seines ehrwürdigen Grossvaters beziehend, doch die eigenen Zeichen der Zeit klar erkennt, ihre besonderen Aufgaben scharf ins Auge fasst. Nicht immer können und sollen weltbewegende, aufregende Ereignisse ein Volk in Atem halten. Nach ihnen, zwischen ihnen bedarf es Zeiten ruhiger, friedlicher Entwicklung, in denen der kräftige Anstoss ruhig auslaufen, der Sauerteig neuer Ideen und Ideale den ganzen Teig durchdringen, die Saat des Frühlings keimen, treiben, reifen kann. Epochen und Perioden, Wogenschlag und Windstille, wechseln in den Geschicken der Staaten und Reiche und bringen je besondere Gaben und Pflichten, Segen und Gefahr.

Halten wir diese Betrachtung einige Augenblicke fest, um bei der heutigen Feier bleibende Frucht für die richtige Beurteilung der gegenwärtigen Zeitlage und unser patriotisches Verhalten darin ihr abzugewinnen, so werden wir freilich vorab erst das Recht der zu grunde liegenden Ansicht vom Wesen der Geschichte zu erweisen, vielleicht auch zu verteidigen haben! Darf wirklich der menschliche Geist der unendlichen Mannigfaltigkeit, welche die Geschehnisse der Menschheit dem Auge darbieten, gewisse Gesetze vorschreiben? Das vorige Jahrhundert schuf den Begriff einer Philosophie der Geschichte. Das hohe Verdienst der neuen Wissenschaft für die Vertiefung des deutschen Geistes, vorwiegend an Herders helltönenden Namen geknüpft, ist unbestritten. Aber man gefiel sich bald darin, ihren Begriff zu überspannen. Aus apriorischen, allgemeinen Gedanken wollte man auf das schliessen, was sein müsste und kommen musste. Verschiedene Schemata, hergenommen von den Lebensaltern des einzelnen Menschen, von den Werdestufen des Gedankens im vorstellenden Geiste oder woher sonst, suchte man dem bunten Bilde der Ereignisse als Rahmen aufzudrängen oder ihren inneren Verlauf nach dem Rhythmos von Stoss, Gegenstoss und Kraftsumme zu gliedern. Die Geschichtswissenschaft selbst, je mehr sie in unserem Jahrhunderte zu eigenem Leben erstarkte, hat dieses fremde Joch abgeschüttelt. Der Hochmeister der deutschen Geschichte Leopold Ranke hat daran nicht geringen Anteil. Zu erforschen und nachzuweisen, wie das Vergangene eigentlich gewesen und zugegangen, ist ihm die nächste Pflicht des Historikers.

Teilnahme und Freude am Einzelnen an und für sich verlangt er als das Erste von seinen Berufsgenossen. „Hat man wirkliche Neigung zu dem Geschlechte dieser vielgestaltigen Geschöpfe, aus welchem wir selber sind; hat man Neigung zu der lebendigen Erscheinung des Menschen schlechthin, so wird man ohne allen Bezug auf den Fortgang der Dinge sich daran erfreuen, wie er allezeit zu leben gesucht“. Aber mit dieser Freude am Einzelnen, — die gewiss nirgend besseres Recht hat voranzustehen, als bei der Betrachtung der grossen Thaten des eigenen Volkes, — ist es ihm nicht gethan. „Es ist notwendig, dass der Historiker sein Auge für das Allgemeine offen habe. Er wird es sich nicht vorher ausdenken, wie der Philosoph; sondern während der Betrachtung des Einzelnen wird sich ihm der Gang zeigen, den die Entwicklung der Welt im allgemeinen genommen. — Denn unendlich falsch wäre es, in den Kämpfen historischer Mächte nur das Wirken brutaler Kräfte zu suchen und somit einzig das Vergehende der Erscheinung zu erfassen: kein Staat hat je bestanden ohne eine geistige Grundlage und einen geistigen Inhalt. In der Macht an sich erscheint ein geistiges Wesen, ein ursprünglicher Genius, der sein eigenes Leben hat, mehr oder minder eigentümliche Bedingungen erfüllt und sich einen Wirkungskreis bildet. Das Geschäft der Historie ist die Wahrnehmung dieses Lebens!“ So liegt, wenn auch in der Ausführung oft zuweit oder daneben gegriffen wird, in der philosophischen Methode an sich etwas Wahres. Sie beruht auf dem Bedürfnisse der universalen Anschauung. Wie könnte der einmal erwachte Geist des Menschen von diesem Bedürfnisse lassen, das in seinem innersten Wesen wurzelt! Hören wir neben dem Forscher den Dichter — Friedrich Rückert, der spricht:

Das Allgemeine schwebt dem Geist beständig vor,

Nur wie ein Bild, verhüllt von des Besondern Flor.

Doch wenn der Geist einmal sich, durch den Flor zu dringen,

Gewöhnte, sieht er klar das All in allen Dingen.

Das ist die Aehnlichkeit, die Bild mit Bild verknüpft;

Fest hält die Dinge, wem der Faden nie entschlüpft.

Als die Erscheinungen Dir allererst erschienen,

Sahst Du sie regellos und kein Gesetz in ihnen.

Mit Freude wurdest Du dann ihr Gesetz gewahr!

Nun diese Freude empfinden wir am schönsten und reinsten, wenn wir durch die Unendlichkeit der menschlichen Geschichte Gesetz und Ordnung herdurchleuchten sehen. Nicht so, dass wir sie in eine unbedingte Formel fassen, dass wir eine Gruppierung als die allein richtige erweisen können; dazu ist neben der Einheit das bunte Leben, neben der Notwendigkeit die Freiheit zu geschäftig. Wie des Malers beherrschender Blick und selbst des Naturforschers kritisches Auge im krausen Gewirre der Wellen noch eine typische Ordnung entdeckt, so der sinnende Geist des Betrachters in dem Gewoge des menschlichen Strebens und Ringens. Je höher wir den Standpunkt wählen, desto weiter der Gesichtskreis; je nachdem wir einen oder den anderen Faden verfolgen, gar verschieden die Zusammenhänge. Aber doch drängt sich Einzelnes bald als unleugbar auf, das an allem anderen sein Teil hat; das sind besonders die grossen Zeitläufte in der staatlichen Gestaltung der Völker. Da kommen wir denn, noch einmal mit Ranke zu reden, der „Mär der Weltgeschichte“ — wie der Fabel des Dramas — mehr und mehr auf den Grund, entdecken jenen „Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechtes, der als der Geschichte eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist“.

Bahnbrechende Begebenheiten, Wendepunkte, Epochen nach der strengeren Bedeutung dieses Wortes — und Entwicklungen, Perioden eines ruhigeren Werdens, Wachsens

oder Schwindens lernt solche sachliche Geschichtsbetrachtung überall unterscheiden. Nirgend deutlicher tritt ihr Wechsel hervor als in der neueren Geschichte Preussens und Deutschlands, die in mannigfacher Wechselwirkung mit der allgemeinen europäischen Geschichte dennoch ihr unverkennbar eigentümliches Gepräge aufweist. Auf Schlesiens Boden spielten vor einhundertfünfzig Jahren die einschneidenden Ereignisse, des jungen Friedrichs Heldenthaten, die zunächst der preussischen Geschichte eine neue Furche ziehen, in ihr deutlich Halt und Wendepunkt — *ἐποχή* — bewirken sollten. Dass ihre epochemachende Bedeutung nicht auf Preussen beschränkt war, bezeugt uns die deutsche Nationallitteratur der nächsten Jahrzehnte um so glaubwürdiger, da sie bekanntlich durch Friedrichs königliche Gunst nicht verzogen oder bestochen war. Der preussischen Dichter im engeren Sinne des Wortes zu schweigen, sei nur an Lessing erinnert, der in Schlesien die anregenden Eindrücke für seine Minna von Barnhelm empfing, und an Goethe, der als Knabe in der freien Reichsstadt am Main erfuhr, wie durch Friedrich II. ein ganz neuer Gehalt und ein alles durchdringender Anstoss in das Leben des deutschen Volkes kam. Auf die bewegte Zeit der Kriege und Siege folgte dann fast ein halbes Jahrhundert, in dem auf allen Gebieten des öffentlichen wie des geselligen Lebens die Wellen ausliefen: in kräftigem, erfrischendem Wogenschlage anfangs, matt und matter später, während rings die Welt längst von neuen aufregenden Kräften erschüttert ward. — Die neue Epoche sollte aus einem gewaltsamen Zusammenbruche der Gebäude hervorgehen, in denen die ältere Generation sich so sicher gefühlt hatte. Das römische Reich deutscher Nation, gleich nach ihm die Monarchie Friedrichs des Grossen sanken in Trümmer. Könige und Fürsten des Rheinbundes umstanden geschäftig den rasch emporgestiegenen Herrscher der Welt, der mit Vorliebe sich als Nachfolger Karls des Grossen hinstellte. Die deutsche Nation war tief hinabgesunken in die alles bedeckende Flut. Doch es war ihr zum Heil; es riss sie nach oben! Bestimmend abermals für ein halbes Jahrhundert wirkte der Anstoss der Freiheitskriege. Aber nicht tief genug war der Einschnitt, nicht nachhaltig genug der Aufschwung, so herrlich er begann, um die nachfolgenden Geschlechter vor mancherlei Missverständnis und innerem Zwiespalte zu schützen, um Deutschland eine feste, auch nach aussen ehrfurchtheischende, widerstandsfähige Gestalt zu geben. Schmerzliche Peripetien brachten, von aussen angeregt oder aus dem Inneren aufbrechend, die Jahre 1819, 1830, 1848. Daneben geschah auch des Guten viel; mehr wohl, als über dem allgemeinen Gefühle der Enttäuschung man sich gestehen mochte. Der deutsche Zollverein, die geordnete staatliche Verfassung der Einzelstaaten, der nie ruhende Fortschritt in Preussens Wehrkraft und so mancher Erwerb des geistigen Strebens, der nicht mit kurzen Worten bezeichnet werden kann: — das sind Güter, welche diese Periode zwischen 1813 und 1864 dem Vaterlande einbrachte. Aber trotz allem dem war das Gefühl der Spannung und Zerklüftung je länger, je mehr vorwaltend. Das Vaterland bedurfte neuer lebendiger Kräfte, und die göttliche Vorsicht erweckte sie zu rechter Zeit.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, im einzelnen den Anbruch der neuen Epoche von ihren ersten Vorböten und Geburtswehen an hier vorzuführen oder auch nur anzudeuten. Was der Jugend davon zugänglich und verständlich ist, das wird ihr an anderem Orte und zu anderer Stunde mitgeteilt. Wir Aelteren haben es mit erlebt und freuen uns dankbar, dass schon jetzt von kundigster und berufenster Hand die Archive des leitenden deutschen Staates für jedermann erschlossen wurden, um über die Vorgeschichte des Jahres 1870 das helle Licht geschichtlicher Wahrheit auszubreiten. Mag jeder herzubringen, was ihm zur Hand ist, zur Ergänzung und vielleicht hie und da zur Berichtigung im einzelnen! Immer wird Heinrich von Sybels grosses Werk über die „Begründung des deutschen Reiches durch

Wilhelm I., König von Preussen“ die Grundlage der Forschung über diesen Gegenstand bleiben; ein Ehrenmal für den, der es in frisch blühendem Greisenalter schuf, wie für Herrscher und Staatsmann, welche ihm die Benutzung der staatlichen Urkunden gestatteten, wohl wissend, dass dies hohe, heilige Werk der glücklichen Einigung Deutschlands kein heimliches Vertuschen bedarf, auch das hellste Licht der Kritik nicht zu scheuen hat. Angeregt und eingegeben ist aber der Gedanke dieses Werkes von der Überzeugung, dass das Jahr 1870 die massgebende Epoche für die Zeit ist, in der wir leben. Bei allen grossen Arbeiten der beiden letzten Jahrzehnte hat diese Überzeugung mehr oder minder bewusst, in den meisten Fällen herrschend und bestimmend mitgewirkt. Manches Widerstreben hatte man anfangs auch in solchen Kreisen zu überwinden, die zur Mitarbeit im öffentlichen Leben berufen waren. Hier stand die Anhänglichkeit an alte Überlieferungen und Lebensformen im Wege, die, an sich sonst berechtigt und geschichtlich tief gewurzelt, in Widerspruch mit dem Einheitsdrange der Nation geraten waren und darum dem siegreichen Durchbruche dieses Dranges hatten zum Opfer fallen müssen. Dort vermisste man in der neuen einheitlichen Gestaltung Deutschlands solche Merkmale, die ehemals in den schrankenlos schweifenden Träumen oder in den abstrakten Theorien vom freien einigen Deutschland als wesentlich und unentbehrlich erschienen. Andere wieder glaubten ihre höchsten, religiösen Ideale gefährdet durch den — so schien es ihnen — einseitigen Nachdruck, der im neuen deutschen Reich auf die nationalen Angelegenheiten fiel. Hat es doch selbst an solchen nicht gefehlt, die diesem schönen Nationalfeste des 2. Septembers mit Kopfschütteln und Bedenken gegenüberstanden! Gottlob sind alle diese Bedenklichen durch die unwiderstehliche Nachwirkung des grossen Kriegs- und Siegsjahres soweit überwunden, dass sie allmählich sich mit herangefunden haben zum Weiterbau auf dem damals gelegten Grunde. Niemand in deutschen Landen will mehr ein Gegner des deutschen Reiches heissen, als wem überhaupt das teuerste der Bande, der Trieb zum Vaterlande, abhanden gekommen ist. So ist es geschehen, dass bereits in einer ganzen Reihe von wichtigen Gebieten des Volksdaseins die heisserstrittene Einheit auch lebendigen Ausdruck gefunden hat. Dass früher nicht bloss nördlich und südlich des Maines, sondern hin und her in deutschen Ländern und Ländchen besondere Münzen und Masse bestanden, ist der Gegenwart wie eine Sage aus uralter Zeit; und doch haben wir jenen ungesunden Zustand noch wohl gekannt. Dass gleiche Formen und Grundsätze des Rechtes im ganzen deutschen Vaterlande gälten; wie oft ist es als frommer Wunsch ausgesprochen! Nun es, der Hauptsache nach wenigstens, erreicht worden, erscheint es wie etwas Selbstverständliches, das nie anders hat sein können. Dass das Volk in Waffen unter einem Kriegsherrn ohne Eifersucht der Stämme zu einer grossen Streitmacht sich vereinigt hat, die in der Welt ihresgleichen vergeblich sucht, wer konnte es vor einem Menschenalter auch nur ahnen!

Vieles ist erreicht; wer kann verkennen, dass ebenso vieles noch zu thun bleibt? In derselben Zeit, die des geeinten deutschen Volkes Kraftgefühl wie keine frühere hat erstarken lassen, konnte in seinem Schosse ein finstrer Geist weit um sich greifen, der nicht bloss am Bestehenden in Staat, Kirche, Gesellschaft einschneidende Kritik übt, sondern die Grundlagen selbst, auf denen unser Dasein ruht, in Frage stellt und an ihnen rüttelt. Zwar die Seuche ist nicht nur bei uns heimisch. Sie schleicht tückisch durch die ganze moderne Welt. Aber doch hat der innere Pulsschlag unseres Volkslebens sich noch nicht stark und gesund genug gezeigt, um den Krankheitstoff auszustossen oder aufzusaugen. Es muss dahin kommen, soll der Schade nicht das Mark angreifen und zum innern Siechtume führen; und es kann nicht durch äussere Mittel des Zwanges und der Zäumung dahin kommen, sondern nur durch Erfrischung und Erstarkung der Volksseele aus den alten, bewährten Quellen der Gottesfurcht und des Glaubens

der christlichen Bruderliebe und der deutschen Redlichkeit. — Gerade in der Zeit, wo Deutschland auf den Gipfel seiner Macht und Grösse gelangt ist, vernimmt man laut und lauter die Klage, dass die alte deutsche Biederkeit abnehme, dass Genusssucht und Lüsterheit alle Stände mehr und mehr ergreifen und auch in der Jugend schon die Begeisterung für das Ideale und Edle ertönen, die ihr eigenster Schmuck und ihre glücklichste Mitgabe in den Kampf des Lebens bildet. Vielleicht darf man einwenden, dass auch dies nichts Neues und Besonderes in unserem Zeitalter sei, und dass allezeit der Geist wider das Fleisch und dieses wider jenen in nie ausgetragener Fehde zu Felde liege. Aber doch soll der Mensch, soll auch ein Volk mit seinen höheren Zwecken wachsen; und die Zeitalter waren allemal die verhängnisvollsten in der Geschichte der Völker, wo äussere Erfolge nicht mit innerer Erhebung und Veredelung Hand in Hand gingen. Dringender als an irgend einem Punkte der Vergangenheit ist es gerade jetzt nötig, dass unser junger Nachwuchs den oberen Weg suche und finde, den schon Platon als solchen empfiehlt, sich aufschwinde nach dem Sinne unseres Schiller aus der Welt des täuschenden Sinnenglückes in des Ideales Reich. — Dann würde auch sich finden, wonach die Besten der Nation sehnd ausschauen, jenes grosse und edle geistige Gepräge, sagen wir: der Perikleische Zug, den man nach solchem Aufschwunge des staatlichen Lebens — geschichtlicher Analogie zufolge — von unserer Periode erwarten dürfte, jene Pflege der Kunst in edler Einfachheit und der Wissenschaft ohne Weichlichkeit. Mancher gute Ansatz dazu ist vorhanden; und doch vermisst man noch das Beste: die Zusammenfassung zu einem grossen Stile, zu einer grossen Gesamtansicht des Lebens, in der unsere Zeit der Nachwelt ihr eigenstes Abbild hinterliesse.

So gross ist die Aufgabe der Zeit, in der wir leben; so ernst — und ernster, als es hier in flüchtiger Skizze gezeichnet werden kann, das Werk, wofür die heutige Jugend Deutschlands sich bereiten soll. Darum, nach des alten Weisen Wort, sprich nicht: „Was ists, dass die vorigen Tage besser waren als diese? Denn Du fragst solches nicht weislich“. Nach dem besonderen Berufe gerade dieser Zeit frage! „Die Götter brauchen manchen guten Mann zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde. Sie haben noch auf Dich gezählt!“ Das gilt auch uns! Vielleicht hat noch nie eines Reiches „bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft“, wie Luther sagt, mehr und dringender als heute in Deutschland „daran gelegen, dass es viel feiner, gelehrter, ehrbarer, wohlzogener Bürger habe, die alle Schätze und alles Gut können sammeln, halten und recht brauchen!“ Kann und soll das nicht wiederum geschehen im stürmischen, kriegerischen Anlaufe, so doch in der wachsamem Treue, die mit dem anvertrauten Gute gewissenhaft schaltet, eingedenk, dass niemand weiss, wann der Herr kömmt und Rechenschaft fordert. Nicht die leichteste Probe des frommen Sinnes, aber seine köstlichste Bewährung ist es nach des grossen Meisters bekanntem Gleichnisse, Wort und Lehre bewahren in einem feinen, guten Herzen und Frucht bringen in ausharrender Geduld!

Wenn wir so in unentwegter Treue der heiligen Flamme warten, dann werden wir am besten auch für den Tag sorgen, wo etwa wieder mit Windes Brausen ein neuer Tag der Geschichte beginnt. „Jeden Augenblick“, sagt Ranke, „kann wieder etwas Neues beginnen, das nur auf die erste und gemeinschaftliche Quelle alles menschlichen Thuns und Lassens zurückzuführen ist. — Aber dabei waltet doch auch ein tiefer inniger Zusammenhang ob. Der Freiheit zur Seite besteht die Notwendigkeit. Sie liegt in dem bereits Gebildeten, nicht wieder Umzustossenden, welches die Grundlage aller neu emporkommenden Thätigkeit ist. Das Gewordene begründet den Zusammenhang mit dem Werdenden“. Dieses Erbe der jüngsten grossen Epoche für künftige Epochen der deutschen Geschichte zu erhalten, zu entwickeln, das ist unserer Periode gewiss hoher und schöner Beruf. Auf! — fassen wir es denn immer klar

ins Auge und tief ins Herz! Es heisst: Kaiser und Reich! Kaiser und Reich, das ist das Alpha und Omega der deutschen Geschichte in diesem nun zur Rüst eilenden Jahrhunderte, dem Säkulum Wilhelms I. Als Knabe sah er den deutschen Gedanken, der in diesen Worten sich ausspricht, entstehen, als Jüngling und Mann ihn durch manche Windungen und Wendungen sich entfalten. Als Greis durfte er ihn selbst unter Gottes Segen herrlich zu Stand und Wesen bringen. In den ersten Zehnten des Jahrhunderts herrschte eine Philosophie, von Schelling und Hegel angeregt, die alles Geschehnde auch in der grossen Welt vor sich gehen liess, wie im menschlichen Mikrokosmos Begriff und Gedanke sich zu gestalten pflegen. Dunkel erfasst vom ahnenden Sinne, scheint der Gedanke zunächst in Gegensätze und Widersprüche zu zerfallen, sobald man ihn prüfend ans helle Licht zieht, um endlich, wenn er die Probe besteht, reiner und tiefer ergründet, diese Widersprüche in sich aufzulösen und zu versöhnen. Die Geschichte des deutschen Volkes im XIX. Jahrhunderte giebt dieser Theorie nicht Unrecht. Kein Wunder: sie ist die Entwicklung des nationalen Gedankens. Es ist fast zu sehr vergessen, wie das eigentlich Treibende in der Begeisterung der Freiheitskriege die ausgesprochene Sehnsucht nach Deutschlands Einigung unter dem Zepter eines mächtigen Kaisers war. Vor dem Stuhle Karls des Grossen in Aachen sang Max von Schenkendorf:

Ach, die Sehnsucht wird so laut:
Wollt ihr keinen Kaiser küren?
Kommt kein Ritter heimzuführen
Deutschland, die verlassne Braut?

Einen hat sich Gott ersehnt,
Dem das Erbteil zugefallen,
Der ein Stern wird sein vor allen;
Und, was Gott will, mag geschehn!

Freilich war das damals noch ein süsser Traum, der Gedanke noch nicht reif, um in die Wirklichkeit des Lebens einzutreten. Durch manches läuternde Feuer noch bewährt, aber nie ertötet, kam er erst spät im Jahre 1870 und 1871 zur vollen Geltung. Da fand Kaiser Karl für uns Deutsche seinen würdigen Nachfolger in Wilhelm I. Seitdem wissen wir, an wen wir uns zu halten, um wen wir uns zu scharen haben: an dieses Stuhles würdigen Erben, den starken Hort des deutschen Reiches! Nun gilt des Dichters Wort voll und ganz:

Auch unserm Volke ward sein Grund
Zum Bau des Reiches Gottes kund;
Da soll sein Tempel stehen.
Aus tiefem Grund, von unten aus
Soll sich das ewge Gotteshaus
Erheben zu den Höhen!

Das ist das deutsche Vaterland!
Da, deutsche Jugend, sei Dein Stand,
Da führe Du Dein Leben!
Da darfst Du stehn, ein grüner Baum,
Darfst träumen manchen selgen Traum
Und nach dem Himmel streben. —

So sei es! Gott walt' es!

im Auge und die die Herr! In diesem Kaiser und Kaiser, das ist das
Alpha und Omega der deutschen Geschichte in diesem zum erst rühmten Jahrhundert.
dem Sakrament Wilhelm I. Als Kaiser sah er den deutschen Gedanken, der in diesem Wirten
in die Geschichte, einsteht, als Thron und dann ihn durch welche Wirtungen und Wirtungen
einsteht. Als dies hätte er im Leben unter Gottes Segen hätte sich zu Stand und
Wesen bringen. In dem ersten Namen der Jahrhunderte betriebe eine Philosophie, von
Scheidung und Hölle abseht, die alle Geschichte nach in der großen Welt vor sich gehen
hört, wie im menschlichen Mikrokosmos Mensch und Gedanke sich zu gestalten pflegen.
Dabei ist das vom Menschen kann, so wie die Gedanken wandert in Genesiss und Wirten-
sprache zu verfallen, sobald man ihn perinde als helle Licht nicht, im endlich, wenn er die
Freie besteht, ernt und nicht ergründet, diese Wirtungen in sich aufzulösen und zu ver-
einem. Die Geschichte des deutschen Volkes im XIX. Jahrhundert ist diese Theorie.
nicht Ursache sein würde; das ist die Bestimmung des nationalen Gedankens. Es ist
last zu sehr voran, wie das eigentlich ist, die Bestimmung der Freiheit, die
die angestrebte Bestimmung nach Deutschland, Anfang unter dem Namen eines nachher
Kaisers war. Vor dem Stille hat die Kronen in Aachen, auch das von Schenkendorf;

Ach, die Bestimmung wird so laut.
Wollt ihr keinen Kaiser können?
Kommt kein Kaiser heranzukommen
Deutschland, die verteidigt die Land.

Freiheit war das Land, noch ein starker Trieb, der Gehalts noch nicht voll in die
Wirtlichkeit der Lebens einwirkten. Durch manches historische Punkt noch bewegt, aber
nie erfüllt, kam er erst spät im Jahre 1870 und 1871, zur vollen Geltung. Da Land
Kaiser Karl für die Deutsche schon während Nachfolger in Wilhelm I. Stellen wissen
wie, an was wir uns zu halten, um was wir uns zu scheren haben; an dieses Stück
wichtigen Erbden, das starken Hört, das deutschen Reiches. Nur mit des Dichters Wort
voll und ganz:

Das ist das deutsche Vaterland,
Da deutsche Jugend, sei Dein Staat,
Da führe Du Dein Leben, und sei
aus tiefem Grund, von unten aus, er
Soll sich der ewige Gotteshaus,
Erleben zu den Höhen! Er soll
So sei es! Gott wolle es!

Das ist das deutsche Vaterland,
Da deutsche Jugend, sei Dein Staat,
Da führe Du Dein Leben, und sei
aus tiefem Grund, von unten aus, er
Soll sich der ewige Gotteshaus,
Erleben zu den Höhen! Er soll
So sei es! Gott wolle es!

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

R **G** **B**

W **G** **K**

C **Y** **M**

A 1 2 3 4 5 6

M 7 8 9 10 11 12

B 13 14 15 16 17 18 19

A 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

